

CHARLES CUMMING
Das Istanbul-Komplott



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Eigentlich ist Thomas Kell einer der besten Agenten des britischen Auslandsgeheimdienstes. Allerdings ist der 44-Jährige derzeit aufgrund interner Ermittlungen kaltgestellt. Dennoch kontaktiert ihn plötzlich die Chefin des MI6, Amelia Levene, nachdem eine Serie beunruhigender Vorfälle nicht nur beim MI6, sondern auch bei dessen Verbündeten vom CIA größte Unruhe ausgelöst hat: Immer wieder endeten in jüngster Zeit Operationen westlicher Geheimdienste im Nahen Osten im Desaster. Als nun auch noch Paul Wallinger, der Chef des MI6-Büros in der Türkei, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kommt, bittet Amelia Tom um Hilfe. Unter Umgehung aller offiziellen Wege soll er den angeblichen Unfall genauer untersuchen. Denn offenbar bedroht ein Verräter in den eigenen Reihen die Sicherheit im gesamten Nahen Osten. Die Suche nach dem Maulwurf führt Kell nach Istanbul, London, Griechenland und in den Osten Europas. Als Kell die Tochter Paul Wallingers kennenlernt, wird sein Einsatz auch zu einer sehr persönlichen Angelegenheit. Und er wird alles für den Erfolg seiner Mission tun, selbst wenn er dafür sein Leben – und das von anderen – aufs Spiel setzen muss ...

Weitere Informationen zu Charles Cumming
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Charles Cumming

Das
Istanbul-Komplott

Thriller

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»A Colder War« bei HarperCollins,
HarperCollinsPublishers, London

Das Zitat auf S. 7 aus Seamus Heaney, »*Postskriptum*«, stammt aus dem Band
Seamus Heaney, *Die Wasserwaage. Gedichte Englisch und Deutsch*. Aus dem
Englischen von Giovanni und Ditte Bandini. © 1998 Carl Hanser Verlag.
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2015

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Charles Cumming

All rights reserved including the rights of reproduction
in whole or in part in any form.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Mark Owen / Trevillion Images; FinePic®, München

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48251-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Christian Spurrier

»Manche Leute ... zieht es naturgemäß in die wundersame
Welt von Spionage und Täuschung; ganz unbefangen
schlagen sie sich auf diese oder jene Seite, solange dabei
nur ihre makabre Abenteuerlust befriedigt wird.«

Sir John Cecil Masterman, *Unternehmen Doppelspiel*

»... Du bist weder hier noch da,
Eine Hast, durch die Vertraut- und Fremdes zieht,
Während es seitlich breit und weich ans Auto schlägt
Und das Herz unvorbereitet trifft und aufweht.«

Seamus Heaney, »Postskriptum«

TÜRKEİ

1

Der Amerikaner trat vom geöffneten Fenster zurück, reichte Wallinger das Fernglas und sagte: »Ich gehe Zigaretten holen.«

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte Wallinger.

Es war kurz vor sechs an einem ruhigen, staubigen Märzabend, in weniger als einer Stunde würde es dämmern. Wallinger richtete das Fernglas auf die Berge und nahm den verlassenen Ishak-Pascha-Palast ins Visier. Mit einer winzigen Handbewegung brachte er die Gläser näher zusammen, entdeckte den Bergpass und verfolgte ihn in westlicher Richtung bis in die Vororte von Doğubeyazit. Die Straße war leer. Das letzte Taxi mit Touristen an Bord war in die Stadt zurückgefahren. Kein Panzeraufgebot sicherte die Ebene, kein *dolmus* sammelte mehr Fahrgäste im Gebirge ein.

Wallinger hörte die Tür hinter sich ins Schloss fallen, drehte sich um und sah, dass Landau seine Sonnenbrille auf dem hinteren der drei Betten liegen gelassen hatte. Er verließ seinen Fensterplatz, trat an die Kommode und überprüfte sein BlackBerry. Immer noch keine Nachricht aus Istanbul, und aus London ebenfalls keine. Wo zum Teufel blieb HITCHCOCK? Der Mercedes sollte die türkische Grenze spätestens um vierzehn Uhr überqueren; um diese Zeit hätten sie längst schon 150 Kilometer weiter westlich in Van sein sollen, alle drei. Wallinger ging zurück ans Fenster, kniff die Augen zusammen und ließ den Blick über die Telefonmasten, Stromleitungen und maroden Wohnhäuser

von Doğubeyazıt schweifen. Hoch über dem Gebirge zog ein Flugzeug von West nach Ost am wolkenlosen Himmel vorüber; ein winziger weißer Stern, der sich lautlos auf den Iran zuschob.

Wallinger warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Fünf Minuten nach sechs. Landau hatte den Holztisch und einen Stuhl ans Fenster geschoben; seine letzte Zigarette hatte er in einem von Brandnarben übersäten Efes-Aschenbecher ausgedrückt, der vor orangegelben Filtern überquoll. Wallinger kippte den Inhalt aus dem Fenster. Hoffentlich brachte Landau etwas zu essen mit. Wallinger hatte Hunger, und er hatte keine Lust mehr zu warten.

Das BlackBerry, Wallingers einzige Verbindung zur Außenwelt, fing zu vibrieren an. Er ging zur Kommode und las die Nachricht.

Vertigo um 1750. Drei Tickets

Das war die Information, auf die er gewartet hatte. HITCHCOCK und der Kurier hatten um zehn vor sechs die Grenze bei Gürbulak überquert. Wenn alles nach Plan lief, würde das Auto in der nächsten halben Stunde auf der Gebirgsstraße auftauchen. Wallinger holte einen britischen Reisepass aus der Kommode, der eine Woche zuvor mit der Diplomatenpost in Ankara angekommen war. Mit Hilfe des Passes würden sie HITCHCOCK auf dem Weg nach Van durch die Militärkontrollen schleusen; der Pass würde es ihm ermöglichen, ins Flugzeug nach Ankara zu steigen.

Wallinger setzte sich auf das mittlere der drei Betten. Die Matratze war so durchgelegen, dass er das Gefühl hatte, direkt auf dem Bettrahmen zu sitzen. Er rutschte ein Stück zurück und musste ganz plötzlich an Cecilia denken, er freute

sich darauf, ein paar wenige, kostbare Tage mit ihr verbringen zu können. Er plante, am Mittwoch mit der Cessna nach Griechenland zu fliegen, das Führungstreffen in Athen zu besuchen und am Donnerstag nach Chios weiterzureisen, wo er Cecilia zum Abendessen treffen wollte.

Ein Schlüssel drehte sich im Türschloss. Landau war wieder da, er hatte zwei Schachteln Prestige Filter und einen Teller *börek* mitgebracht.

»Hab uns was zu Essen besorgt«, sagte er. »Gibt's was Neues?«

Das *börek* dünstete den säuerlichen, stechenden Geruch von warmem Käse aus. Wallinger nahm den an den Rändern angeschlagenen Teller entgegen und stellte ihn neben sich auf das Bett.

»Sie waren um kurz vor sechs in Gürbulak.«

»Keine Probleme?« Die Antwort schien Landau egal zu sein. Wallinger biss in den weichen, warmen Teig. »Ich liebe dieses Zeug«, sagte der Amerikaner und tat es ihm gleich. »Hat was von Pizza, finden Sie nicht?«

»Ja«, sagte Wallinger.

Er konnte Landau nicht leiden. Er misstraute der ganzen Operation. Er traute den Leuten von der CIA nicht mehr und fragte sich, ob die SMS direkt von Amelia stammte, ob sie sich Sorgen um Shakhouri machte. Gemeinsame Aktionen wie diese bargen ihre Risiken. Wallinger war für klare Verhältnisse, und was die Zusammenarbeit der Geheimdienste betraf, so war er der Meinung, dass ein jeder sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern sollte.

»Was glauben Sie, wie lange wir noch warten müssen?«, fragte Landau schmatzend.

»So lange, wie es dauert.«

Der Amerikaner grunzte und riss eine Zigarettenschachtel auf. Sie schwiegen.

»Glauben Sie, die halten sich an den Plan und kommen über die einhundert?«, fragte er schließlich.

»Wer weiß.«

Wallinger trat wieder ans Fenster und suchte die Berge mit dem Fernglas ab. Nichts. Ein einsamer Panzer schob sich durch die Landschaft, vielleicht um eine Botschaft an die PKK zu senden oder an den Iran. Wallinger kannte das Nummernschild des Mercedes auswendig. Shakhouri hatte eine Frau, eine Tochter und eine Mutter, die jetzt in diesem Augenblick in einer vom britischen Geheimdienst bezahlten Wohnung in Cricklewood saßen. Sie warteten seit Tagen. Sie wollten hören, dass ihr Angehöriger in Sicherheit war. Sobald Wallinger das Auto sah, würde er London benachrichtigen.

»Es ist, als würde man ständig auf ›neu laden‹ klicken.«

Wallinger drehte sich stirnrunzelnd um. Er hatte Landau nicht verstanden. Der Amerikaner bemerkte Wallingers Verwirrung und verzog den Mund unter dem dichten dunklen Bart zu einem breiten Grinsen. »Sie wissen schon, die blöde Warterei. Als würde man vor dem Computer sitzen und auf Neuigkeiten warten, auf ein Update. Als würde man ständig auf ›neu laden‹ klicken. Im Browser.«

»Ach so.« Paul Wallinger musste an Tom Kells Wahlspruch denken: *Spionieren heißt warten.*

Er drehte sich wieder zum Fenster um.

Vielleicht war HITCHCOCK längst in Doğubeyazıt. Auf der D100 herrschte zu jeder Tages- und Nachtzeit dichter Verkehr. Vielleicht hatte der Kurier sich gegen die Gebirgsstraße entschieden; auf den Gipfeln lag immer noch Schnee, und vor zwei Wochen war es zu einem Erdbeben gekommen. Die Satellitenbilder der Amerikaner zeigten, dass die Straße bei Besler frei war, aber inzwischen zweifelte Wallinger so gut wie alles an, was die Amerikaner sagten. Selbst den SMS aus London

traute er nicht mehr. Woher wollte Amelia so genau wissen, wer in dem Auto saß? Woher wollte sie wissen, dass HITCHCOCKs Flucht aus Teheran gelungen war? Die gesamte Operation wurde von der CIA geleitet.

»Zigarette?«, fragte Landau.

»Nein, danke.«

»Was schreiben Ihre Leute sonst noch?«

»Nichts.«

Der Amerikaner griff in seine Hosentasche und zog ein Handy heraus. Er schien eine SMS zu lesen, gab aber den Inhalt nicht preis, eine Respektlosigkeit unter Agenten. Zwar arbeitete HITCHCOCK für den britischen Auslandsgeheimdienst MI6, doch der Kurier, die Evakuierung sowie der Plan, Shakhouri in Doğubeyazit zu treffen und aus Van auszufliegen, gingen auf das Konto von Langley. Wallinger wäre ohne zu zögern das Risiko eingegangen, den Mann am Imam Chomeini International Airport in den nächsten Flieger nach Paris zu setzen. Er hörte das Feuerzeug des Amerikaners zuschnappen und roch Zigarettenqualm, während er abermals die Berge ins Visier nahm.

Der Panzer hatte am Straßenrand gehalten, rollte dann ein Stück vor und wieder zurück, eine Bewegung, die Wallinger Bilder vom Tiananmen-Platz in Erinnerung rief. Der Geschützturm schwenkte herum, bis das Kanonenrohr auf den Berg Ararat gerichtet war. Wie auf ein Stichwort sagte Landau: »Vielleicht haben sie die Arche Noah entdeckt«, aber Wallinger lachte nicht. Er wollte seinen Mann in Sicherheit bringen.

Neu laden.

Und dann endlich war es so weit. Ein winziger, flaschengrüner Punkt, kaum zu erkennen in der verdorrten braunen Landschaft, kroch auf den Panzer zu. Das Auto war so klein, dass es selbst durch das Fernglas kaum auszumachen war.

Wallinger blinzelte, rieb sich die Augen, schaute noch einmal hin.

»Da sind sie.«

Landau kam ans Fenster. »Wo?«

Wallinger reichte ihm das Fernglas. »Sehen Sie den Panzer?«

»Jepp.«

»Folgen Sie der Straße ...«

»... okay. Ja. Ich habe sie.«

Landau legte das Fernglas beiseite und griff zur Videokamera. Er zog die Kappe vom Objektiv und machte sich daran, den Mercedes zu filmen. Binnen einer Minute war das Auto mit bloßem Auge zu erkennen. Wallinger sah es über die Ebene rasen, immer auf den Panzer zu. Ein halber Kilometer trennte sie noch. Dreihundert Meter. Zweihundert.

Wallinger sah auch, dass das Kanonenrohr des Panzers immer noch auf den Ararat gerichtet war. Was als Nächstes geschah, war ihm deshalb unerklärlich: Als der Mercedes den Panzer passierte, riss eine Explosion im Kofferraum die Rückachse des Fahrzeugs in die Höhe und schob den Wagen scheinbar lautlos vor sich her. Sekundenschnell war der Mercedes in schwarzen Qualm eingehüllt, kam von der Straße ab. Aus der Motorhaube schlugen Flammen. Eine zweite, stumme Explosion und der Wagen ging in einem Feuerball auf. Landau fluchte leise. Wallinger starrte ungläubig auf die Ebene hinaus.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte der Amerikaner und ließ die Videokamera sinken.

Wallinger wandte sich vom Fenster ab.

»Sagen Sie es mir«, war seine Antwort.

Ebru Eldem konnte sich nicht an ihren letzten freien Tag erinnern. »Eine Journalistin«, hatte ihr Vater einmal zu ihr gesagt, »ist immer im Dienst.« Und er hatte recht. Das Leben war eine endlose Story. Ebru war ständig auf der Suche nach Geschichten, befürchtete stets, etwas Wichtiges zu verpassen. Wenn sie in Arnavutköy mit dem Schuhmacher plauderte, der die Absätze ihrer Pumps reparierte, entstand daraus eine Reportage über die aussterbenden Kleinbetriebe von Istanbul. Wenn sie sich auf dem Markt mit dem gut aussehenden anatolischen Obstverkäufer aus Konya unterhielt, hatte sie einen Artikel über die Landflucht und deren wirtschaftliche Ursachen bereits vor Augen. Jede Telefonnummer in ihrer Kartei – und Ebru war sicher, über mehr und bessere Kontakte zu verfügen als jede andere Istanbul Journalistin ihres Alters – war eine Geschichte, die nur darauf wartete, erzählt zu werden. Es brauchte nur ein wenig Zeit und den Willen, sie auszugraben.

Heute jedoch schob Ebru ihre Ruhelosigkeit und ihren Ehrgeiz beiseite. In dem quälend anstrengenden Versuch zu entspannen, und sei es nur für einen Tag, schaltete sie ihr Handy aus und ließ die Arbeit liegen. Was für ein Opfer! Von acht Uhr morgens – auszuschlafen war purer Luxus – bis neun Uhr abends würde sie einen Bogen um E-Mails und Facebook schlagen, das Leben als neunundzwanzigjähriger Single genießen und an nichts weiter denken als an Spaß und Erholung. Zugegeben, den größten Teil des Vormittags hatte sie mit Wäsche waschen und dem Aufräumen ihrer chaotischen Wohnung verbracht, aber danach hatte sie sich in einem Restaurant in Beşiktaş ein köstliches Lunch mit ihrer Freundin Banu gegönnt, sie hatte sich auf der Istiklal ein

neues Kleid gekauft, in ihrem Lieblingscafé in Cihangir die ersten neunzig Seiten von Elif Safaks neuem Roman gelesen und sich anschließend in der Bar Bleu auf einen Martini mit Ryan getroffen.

Im Laufe der vergangenen fünf Monate hatte sich ihre zunächst unverbindliche Affäre zu etwas Ernsterem entwickelt. Ihre ersten Treffen hatten ausschließlich im Schlafzimmer von Ryans Wohnung in Tarabya stattgefunden, wo er, davon war Ebru überzeugt, auch noch andere Frauen empfing. Doch sicher fühlte er sich keiner anderen so verbunden wie ihr, keiner zeigte er sich so offen und verletzlich. Sie schloss das nicht aus den Worten, die er ihr beim Sex ins Ohr raunte, sondern aus seinen Blicken und Berührungen. Nach einer Weile hatten sie angefangen, über ihre Familien zu sprechen, über Politik, über den Krieg in Syrien und das Patt im US-Kongress, über alles Mögliche. Ebru wunderte sich über Ryans Interesse an Politik und über sein umfangreiches Wissen. Er stellte sie seinen Freunden vor. Sie sprachen sogar davon, gemeinsam zu verreisen und die Eltern des anderen kennenzulernen.

Ebru war keine Schönheit – na ja, sie war nicht so schön wie die anderen Frauen in der Bar Bleu, die auf der Suche nach einem Ehemann oder einem Sugar Daddy waren –, aber sie war intelligent und leidenschaftlich, und das hatte die Männer immer schon angezogen. Was Ryan betraf, so fand sie ihn anders als alle anderen. Sie sehnte sich natürlich danach, ihn zu berühren, wollte begehrt und befriedigt werden, doch genauso heftig sehnte sie sich nach seinen Gedanken, seiner Vitalität, nach seiner Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit.

Der Abend verlief typisch. Sie tranken zu viele Cocktails in der Bar Bleu, aßen im Meyra, sprachen über Bücher, über die Rücksichtslosigkeit von Hamas und Netanjahu. Gegen Mitternacht torkelten sie zu Ryans Wohnung und rissen sich

die Kleider vom Leib, sobald die Tür hinter ihnen zugefallen war. Sie vögelten, erst im Flur, dann im Schlafzimmer mit den verrutschten Teppichen und der Stehlampe mit dem kaputten Schirm. Danach lag Ebru in Ryans Armen und überlegte sich, dass sie mit keinem anderen Mann zusammen sein wollte. Endlich hatte sie jemanden gefunden, der sie verstand und bei dem sie ganz sie selbst sein konnte.

Um kurz nach zwei, Ryan schnarchte laut, schlich sie aus dem Haus und fuhr mit dem Taxi nach Arnavutköy zurück. Sein Geruch und sein Schweiß klebten immer noch an ihr. Sobald sie zu Hause war, duschte sie und kletterte ins Bett, denn sie hatte vor, in weniger als vier Stunden wieder in der Redaktion zu sein.

Burak Turan von der Türkischen Nationalpolizei war überzeugt, dass es zwei Gruppen von Menschen gab. Es gab jene, die morgens problemlos aus dem Bett kamen, und es gab alle anderen. Mit dieser Einstellung war er im Leben immer gut gefahren. Leute, mit denen man gern Zeit verbrachte, gingen nicht sofort nach *Muhteşem Yüzyil* um neun Uhr abends schlafen, um am nächsten Morgen um halb sechs fröhlich aus dem Bett zu springen. Solchen Leuten war nicht zu trauen, sie waren Kontrollfreaks, Workaholics oder religiöse Eiferer. Turan rechnete sich zur anderen Gruppe, zu jenen Menschen, die immer das Positive sehen, die kreativ und großzügig und extrovertiert sind. Nach der Arbeit zum Beispiel entspannte er am liebsten bei einem Tee und einem Schwätzchen in einem Café an der Mantıklal in der Nähe seiner Polizeiwache. An den meisten Abenden aß er bei seiner Mutter, danach ging er in eine Bar und kehrte erst gegen Mitternacht oder ein Uhr zurück, manchmal sogar noch später. Wann sonst hätte man die Gelegenheit, das Leben zu genießen? Wann sonst sollte

man Frauen kennenlernen? Was blieb denn noch, wenn man immer nur an die Arbeit dachte und ständig Angst hatte, zu wenig Schlaf abzubekommen? Burak wusste, dass er nicht der fleißigste Polizist in seiner Abteilung war; er trat auf der Stelle, während andere, besser vernetzte Kollegen befördert wurden und an ihm vorbeizogen. Aber konnte ihm das nicht egal sein? Solange er seinen Lohn bekam und sein Job sicher war, er am Wochenende Cansu besuchen und sich an jedem zweiten Samstag in der Türk Telekom Arena ein Spiel von Galatasaray Istanbul sehen konnte, war er mit seinem Leben zufrieden.

Doch es gab auch Nachteile. Natürlich. Je älter er wurde, desto weniger gern nahm er Befehle entgegen, schon gar nicht von jüngeren Kollegen. Und das passierte immer öfter. Eine neue Polizistengeneration wuchs heran und drängte ihn ab. In Istanbul lebten zu viele Menschen, die Straßen waren ständig überfüllt. Und dann die vielen Razzien im Morgengrauen; allein in den letzten zwei Jahren hatte er ein Dutzend Mal ausrücken müssen. Meistens ging es um Kurden, aber nicht immer. Nicht heute Morgen zum Beispiel. Sie sollten eine Journalistin verhaften, die über die nationalistische Untergrundorganisation Ergenekon geschrieben hatte oder über die PKK, Burak wusste es nicht mehr so genau. Während sie unten vor dem Haus in dem Kastenwagen saßen und warteten, unterhielten die anderen sich darüber. Die Frau arbeitete beim *Cumhuriyet* und hieß Eldem. Leutnant Metin – er sah aus, als hätte er drei Nächte nicht geschlafen – zog seine kugelsichere Weste über und murmelte etwas von »terroristischen Kontakten«. Burak konnte nicht fassen, was manche Kollegen zu schlucken bereit waren. Wussten sie denn nicht, wie das System funktionierte? Jede Wette, dass diese Eldem einem Funktionär der AKP auf die Füße getreten war und nun irgendein Kumpel

von Erdoğan meinte, er müsse an ihr ein Exempel statuieren. So tickten die Politiker. Denen war nicht zu trauen. Allesamt Frühaufsteher.

Burak und Metin gehörten einem Drei-Mann-Team an, das Eldem um fünf Uhr an diesem Morgen verhaften sollte. Sie wussten, was von ihnen erwartet wurde. Lärm schlagen, alle Nachbarn aufwecken, die Verdächtige zu Tode erschrecken und zum Auto runterschleifen. Vor ein paar Wochen hatte Metin während einer Festnahme im Wohnzimmer irgendeines armen Kerls einen Fotorahmen zerschlagen. Vielleicht hatte er sich die Cops aus den amerikanischen Serien zum Vorbild genommen. Aber warum mussten sie mitten in der Nacht raus? Burak verstand es nicht. Warum verhafteten sie die Frau nicht einfach auf dem Weg zur Arbeit oder in der Redaktion? Stattdessen hatte er seinen verdammten Wecker auf halb vier gestellt, war um vier in der Wache erschienen und saß nun seit einer Stunde in dieser Karre. Sein Kopf war schwer, er war hundemüde, seine Glieder und sein Kopf fühlten sich schlapp und träge an. In diesem Zustand war Burak leicht reizbar. Wenn ihm dann jemand zu nah kam oder einen blöden Kommentar fallen ließ, wenn der Einsatz sich verzögerte oder es andere Probleme gab, rastete er aus. Essen half da nicht, schwarzer Tee genauso wenig. Es hatte auch nichts mit seinem Blutzucker zu tun. Er hasste es einfach, sich zu einer Zeit aus dem Bett quälen zu müssen, zu der ganz Istanbul noch im Tiefschlaf lag.

»Wie spät?«, fragte Adnan. Er saß auf dem Fahrersitz und war zu faul, auf die Uhr zu sehen.

»Fünf«, sagte Burak, weil er endlich anfangen wollte.

»Zehn vor«, sagte Metin. Burak funkelte ihn böse an.

»Scheiß drauf«, sagte Adnan. »Los geht's.«

Das Erste, was Ebru von der Razzia mitbekam, war ein Knall in unmittelbarer Nähe ihres Kopfes. Im nächsten Augenblick wurde ihr klar, dass jemand ihre Schlafzimmertür eintrat. Sie setzte sich im Bett auf, nackt, wie sie war, und fing zu kriechen an. Zuerst dachte sie, eine Männerbande wollte sie vergewaltigen. Eben noch hatte sie von ihrem Vater und ihren beiden kleinen Neffen geträumt, und jetzt drängelten sich drei Fremde in ihrem Schlafzimmer, bewarfen sie mit Kleidungsstücken und brüllten, sie solle sich etwas anziehen. Sie nannten sie eine »Scheiß-Terroristin«.

Sie wusste, was los war. Sie hatte diesen Moment gefürchtet, wie alle ihn fürchteten. Alle zensierten sich in der Wortwahl und wählten ihre Storys mit Bedacht, denn eine einzige falsche Zeile, eine Andeutung hier oder eine Unterstellung dort reichten aus, um einen Menschen ins Gefängnis zu bringen. In der modernen Türkei. In der demokratischen Türkei. Die Türkei war immer noch ein Polizeistaat; war sie immer gewesen, würde sie immer sein.

Einer der Männer zerrte sie aus dem Bett und schimpfte, sie sei zu langsam. Zu ihrer eigenen Beschämung fing Ebru zu weinen an. Was hatte sie getan? Was hatte sie geschrieben? Während sie sich bedeckte, in Unterwäsche und Jeans schlüpfte, beruhigte sie sich mit dem Gedanken, dass Ryan sie retten würde. Ryan hatte Geld und Beziehungen, er würde tun, was in seiner Macht stand, um ihr zu helfen.

»Lass das«, fuhr einer der Männer sie an. Sie hatte versucht, nach ihrem Handy zu greifen. Sie las den Vornamen des Polizisten vom Abzeichen an seinem Revers ab: TURAN.

»Ich will einen Anwalt«, sagte sie.

Turan schüttelte den Kopf. »Dir kann kein Anwalt helfen«, brummte er. »Jetzt zieh dir endlich was an, verdammt noch mal.«

**LONDON,
DREI WOCHEN SPÄTER**

3

Thomas Kell stand erst wenige Sekunden an der Bar, als die Wirtin sich zu ihm umdrehte und zwinkernd fragte: »Das Übliche, Tom?«

Das Übliche. Das war definitiv ein schlechtes Zeichen. Inzwischen verbrachte er vier Abende pro Woche im Ladbroke Arms, an vier Abenden pro Woche trank er Bier der Marke Adnams Ghost Ship, und Gesellschaft leisteten ihm nur das Kreuzworträtsel der *Times* und eine Schachtel Winston Lights. Aber vielleicht hatte ein in Ungnade gefallener Spion nichts Besseres verdient. Kell war vor achtzehn Monaten vom Dienst suspendiert worden und lebte seither wie auf Abruf. Er war weder dabei, noch war er ganz außen vor. Dass er Amelia Levenes Sohn François Malot des Leben gerettet hatte, war im Hauptquartier am Vauxhall Cross nur ein paar wenigen Häuptlingen bekannt; für alle anderen Mitarbeiter des MI6 war Thomas Kell einfach nur »Zeuge X«, jener Geheimdienstoffizier, der in Kabul der Folter eines britischen Staatsbürgers durch die CIA beigewohnt und nicht eingegriffen hatte. Der Mann war in einem Kairoer Geheimgefängnis und schließlich im Gulag von Guantánamo verschwunden.

»Danke, Kathy«, sagte er und legte eine Fünfpfundnote auf den Tresen. Neben ihm stand ein offenbar gutsituierter Deutscher, der in der Wochenendausgabe der *Financial Times* blätterte und Wasabinüsse aus einer kleinen Schale aß. Kell steckte das Wechselgeld ein, verließ den Pub und setzte sich unter

glühenden Heizlüftern an einen Außentisch. Es dämmerte, der Ostersonntag war trüb und die Straße – sowie der Rest von Notting Hill – praktisch ausgestorben. Kell hatte alle Sitzplätze für sich allein. Anscheinend hatten alle Nachbarn über das Wochenende die Stadt verlassen, um in ihren Ferienhäusern in Gloucestershire zu sitzen oder in den Schweizer Alpen Ski zu fahren. Selbst die hübsche Polizeiwache gegenüber schien im Halbschlaf zu liegen. Kell nahm die Zigaretten heraus und suchte nach seinem Feuerzeug, ein goldenes von Dunhill, in das die Initialen *P. M.* eingraviert waren. Das Feuerzeug war ein Geschenk von Levene, die im vergangenen September zur Chefin des MI6 aufgestiegen war.

»So kannst du immer an mich denken, wenn du dir eine Zigarette anzündest«, hatte sie gelacht und ihm das Feuerzeug in die Hand gedrückt. Die Taktik war typisch für Amelia. Das Andenken bewies Herzlichkeit und Nähe, von außen betrachtet war es jedoch nicht mehr als das harmlose Geschenk einer platonischen Freundin.

Früher hatte Kell kaum geraucht, doch in letzter Zeit halfen ihm die Zigaretten dabei, seinen öden Tagesablauf zu strukturieren. Während seiner zwanzig Jahre als Agent hatte er immer eine Schachtel Zigaretten in der Tasche gehabt, als Requisite. Das Rauchen erleichterte die Kontaktaufnahme, außerdem entspannte es die Menschen. Inzwischen waren die Zigaretten zu einem festen Bestandteil seines einsamen Alltags geworden. Was dazu führte, dass er sich immer schlechter fühlte und mehr und mehr Geld dafür ausgab. Morgens nach dem Aufwachen hustete er oft wie ein Todkranker, was ihn aber nicht davon abhielt, sich sofort eine Zigarette anzuzünden und sich einen Nikotinkick zu holen. Er hatte das Gefühl, ohne die Zigaretten nicht mehr leben zu können.

Kell machte eine Phase durch, die ein Kollege einmal als

das »Niemandland der mittleren Jahre« bezeichnet hatte. Im Job hatte er Mist gebaut, seine Ehe war gescheitert. Kurz nach Weihnachten hatte seine Frau Claire die Scheidung eingereicht und war zu ihrem Liebhaber Richard Quinn gezogen, einem zweifach geschiedenen Hedgefonds-Wunderkind mit 14-Millionen-Pfund-Stadtvilla in Primrose Hill und drei Söhnen im Teenageralter, die die St. Paul's School besuchten. Nicht dass Kell die Trennung bereute, er gönnte Claire den neuen Wohlstand von Herzen; meistens war er froh, aus einer Ehe entlassen worden zu sein, die niemanden wirklich glücklich gemacht hatte. Er hoffte, dass Dick Wunderschwanz, wie Quinn scherzhaft genannt wurde, Claire die langersehnte Erfüllung brachte. Mit einem Spion verheiratet zu sein, hatte sie einmal gesagt, ist, wie mit einem halben Menschen zusammenzuleben. Ihrer Ansicht nach hatte Kell sich schon vor Jahren von ihr abgewendet, körperlich wie emotional.

Kell nippte an seinem Bier. Es war das zweite des Abends und schmeckte noch seifiger als das erste. Er schnippte die halb gerauchte Zigarette auf die Straße und zog sein iPhone heraus. Das grüne Nachrichtensymbol war leer, das blaue Mailsymbol ebenfalls. Das Kreuzworträtsel der *Times* hatte er vor einer halben Stunde gelöst, und der Roman, den er gerade las, Julian Barnes' *Vom Ende einer Geschichte*, lag zu Hause auf dem Küchentisch. Offenbar gab es für ihn nichts zu tun, als das Bier zu trinken und auf den gleichgültigen Asphalt zu starren. Manchmal rollte ein Auto durch die Straße, oder ein Anwohner schlenderte samt Hund vorbei, doch abgesehen davon war London an diesem Abend ungewöhnlich leise; es war, als hätte man Watte in den Ohren. Die unheimliche Stille vergrößerte Kells Unbehagen noch. Er tendierte nicht zu Selbstmitleid, aber er hatte keine Lust mehr, abends allein vor diesem überbeuerten Pub zu sitzen, Bier zu trin-

ken und darauf zu warten, dass Amelia Levene ihm seinen Job zurückgab. Die öffentliche Untersuchung der Affäre um Zeuge X zog sich endlos in die Länge, seit zwei Jahren wartete Kell nun darauf, ob man ihn von allen Vorwürfen freisprechen oder zum Bauernopfer machen würde. Abgesehen von der dreiwöchigen Operation zur Rettung von Amelias Sohn François im letzten Sommer und einer einmonatigen Berater-tätigkeit für eine auf Industriespionage spezialisierte Firma in Mayfair war Kell schon viel zu lange untätig. Er wollte wieder arbeiten. Er wollte wieder spionieren.

Und dann geschah ein Wunder. Das Display des iPhones hellte sich auf, »Amelia L3« erschien. Es war wie ein Zeichen von Gott, an den Kell manchmal noch glaubte. Er nahm den Anruf an, noch bevor das Handy klingeln konnte.

»Wenn man vom Teufel spricht.«

»Tom?«

Er hörte sofort, dass etwas nicht stimmte. Amelias sonst so energische Stimme war zittrig und unsicher. Sie rief ihn von ihrem Privathandy an, nicht vom Festnetz oder von ihrem verschlüsselten Diensthandy. Es musste sich um etwas Persönliches handeln. Kell dachte zuerst, dass François etwas zugestoßen war oder dass Amelias Ehemann Giles einen Unfall hatte.

»Es geht um Paul.«

Kell schnappte nach Luft. Er wusste sofort, dass von Paul Wallinger die Rede war. »Was ist passiert? Geht es ihm gut?«

»Er ist tot.«

4

In der Holland Park Avenue winkte Kell ein Taxi heran, und keine zwanzig Minuten später stand er vor Amelias Haus in

Chelsea. Er wollte gerade auf die Klingel drücken, als ihn die Trauer um Wallinger jäh einholte. Er brauchte einen Moment, um sich zu fangen. Er und Wallinger hatten zur selben Zeit beim MI6 angefangen. Sie hatten zeitgleich Karriere gemacht, zwei Kollegen auf der Überholspur, die sich in den Jahren des Kalten Krieges immer die interessantesten Auslandseinsätze sichern konnten. Wallinger hatte arabische Philologie studiert, er war neun Jahre älter als Kell und in Kairo, Riad, Teheran und Damaskus im Einsatz gewesen, bevor Amelia ihn in die Türkei schickte. Wie ein kleiner stolzer Bruder hatte Kell, der selbst in Nairobi, Bagdad, Jerusalem und Kabul gearbeitet hatte, Wallingers Aufstieg verfolgt wie seine eigene Schattenkarriere.

Er drehte sich um, starrte die Markham Street hinunter und erinnerte sich daran, wie er Wallinger, den vierunddreißigjährigen Überflieger, im Herbst 1990 beim Einführungslehrgang kennengelernt hatte. Wallingers gute Testergebnisse, sein Intellekt, sein Ehrgeiz – er hatte von allem immer ein kleines bisschen mehr gehabt als Kell.

Doch dass Kell jetzt hier stand, hatte mit der Arbeit nichts zu tun. Er war nicht zu Amelia geeilt, um sie zu beraten oder die politischen und strategischen Konsequenzen von Wallingers viel zu frühem Tod zu evaluieren. Er war als Freund gekommen. Thomas Kell war einer der wenigen Mitarbeiter des MI6, die die Wahrheit über Amelia Levene und Paul Wallinger kannten. Die beiden waren ein Liebespaar gewesen. Sie hatten sich Ende 1990 in London kennengelernt und seither eine Affäre mit Unterbrechungen geführt; sie hatten beide geheiratet, und zuletzt war Amelia Pauls Chefin geworden.

Kell klingelte, winkte lässig in die Überwachungskamera und hörte den Türöffner summen. Im Foyer waren kein Wachmann und kein Personenschützer zu sehen. Wahrschein-

lich hatte Amelia sie überredet, sich heute Abend freizunehmen. Sie wohnte im Haus ihres Ehemannes, obwohl ihr als »C«, als Chefin des MI6, ein Dienstapartment zugestanden hätte. Kell rechnete aber nicht damit, Giles Levene hier anzutreffen. Die Eheleute gingen schon seit einer ganzen Weile getrennte Wege, Giles verbrachte die meiste Zeit in Amelias Haus im Chalke Valley oder erforschte die immer länger werdenden Wurzeln seines Stammbaumes, die bis nach Kapstadt, Neuengland und in die Ukraine reichten.

»Du stinkst nach Zigaretten«, sagte sie und bot ihm ihre blasse, hohle Wange zum Begrüßungskuss an. Sie trug Jeans und einen locker fallenden Kaschmirpullover, Schuhe, aber keine Socken. Ihre Augen verrieten nicht, dass sie geweint hatte, doch die Tränen hatten eine Spur auf ihren Wangen hinterlassen.

»Ist Giles da?«

Amelia warf ihm einen flüchtigen Blick zu und übergang die Frage, als überlege sie noch, ob sie die Wahrheit sagen sollte oder nicht.

»Wir haben uns vorübergehend getrennt.«

»Oh verdammt, das tut mir leid.«

Die Neuigkeit bescherte ihm gemischte Gefühle. Dass Amelia die schmerzliche Erfahrung einer Scheidung durchmachen würde, tat ihm leid, dann wiederum freute er sich über die Trennung von Giles, der so langweilig war, dass er in den Fluren von Vauxhall Cross nur »das Koma« genannt wurde. Amelia hatte ihn hauptsächlich aus Bequemlichkeit geheiratet; sie hatte einen zuverlässigen, zurückhaltenden Partner mit viel Geld gesucht, der ihr auf dem Weg an die Spitze nicht im Weg stehen würde. Für Giles war Amelia ein Hauptgewinn gewesen, weil sie ihn in die gehobenen Londoner Kreise einführen konnte. Wie die Kells waren auch die Levenes kinderlos geblieben. Kell vermutete, dass das unvermutete Auftau-

chen von Amelias Sohn François vor achtzehn Monaten der Ehe den Rest gegeben hatte.

»Ja, es ist eine Schande«, sagte sie. »Aber es ist besser so. Möchtest du etwas trinken?«

So handhabte sie ihre Probleme. *Wir werden nicht darüber sprechen, Tom. Meine Ehe ist meine Privatangelegenheit.* Als sie ihn ins Wohnzimmer führte, warf Kell unauffällig einen Blick auf ihre linke Hand. Den Ehering trug sie immer noch, wahrscheinlich, um die Gerüchte in Whitehall im Keim zu ersticken.

»Einen Whisky, bitte«, sagte er.

Amelia öffnete die Hausbar und drehte sich wieder um, ein leeres Glas in der Hand. Sie nickte und lächelte verträumt, wie eine Frau, die ihr Lieblingslied wiedererkennt. Kell hörte einen Eiswürfel im Glas klirren, dann das Gluckern des Malt. Sie wusste, wie er seinen Whisky trank: drei Fingerbreit hoch und mit einem Schuss Wasser, damit das Aroma besser zur Geltung kam.

»Und, wie geht es dir?«, fragte sie und reichte ihm den Drink. Sie sprach von Claire, von seiner Scheidung. Jetzt saßen sie beide im selben Boot.

»Ach, das Übliche«, sagte er und fühlte sich wie ein Mann, der nach dem Date auf einen Kaffee in die Wohnung mitgenommen wird und krampfhaft nach einem Gesprächsthema sucht. »Claire wohnt jetzt bei Dick Wunderschwanz. Ich hüte bei einem Freund in Holland Park ein.«

»Holland Park?«, fragte sie überrascht, gerade so, als wäre Kell auf der Gesellschaftsleiter ein paar Stufen in die Höhe gestiegen. Ein Teil von ihm war enttäuscht darüber, dass sie nicht wusste, wo er wohnte. »Und meinst du ...«

Er unterbrach sie. Die Sache mit Wallinger stand zwischen ihnen im Raum. Er konnte sie nicht mehr ignorieren.

»Hör mal, das mit Paul tut mir leid.«

»Das muss es nicht. Es war sehr nett von dir, gleich herzukommen.«

Wahrscheinlich hatte sie die letzten Stunden damit verbracht, sich an jeden einzelnen Moment mit Wallinger zu erinnern. Welche Erinnerungen bleiben von einem geliebten Menschen? Seine Augen? Die Berührungen? Sein Lieblingsgedicht, ein Lied? Amelia konnte Unterhaltungen praktisch im Wortlaut rekapitulieren, sie besaß ein fotografisches Gedächtnis für Gesichter, Fotos, Landkarten. Ihre Affäre war jetzt ein Palast aus Erinnerungen, durch den sie nach Belieben schlendern konnte. Es war ihr immer um mehr gegangen als den Kick der Untreue, das wusste Kell. Einmal, in einem seltenen Moment der Offenheit, hatte Amelia ihm ihre Liebe zu Paul gebeichtet. Sie hatte sogar mit dem Gedanken gespielt, Giles zu verlassen. Kell hatte ihr davon abgeraten, nicht aus Eifersucht, sondern weil Wallinger ein Schürzenjäger war und Kell fürchtete, eine öffentliche Beziehung zu ihm könnte Amelias Glück und ihrer Karriere schaden. Jetzt fragte er sich, ob sie es bereute, auf ihn gehört zu haben.

»Er war in Griechenland«, sagte sie. »Auf Chios. Ich weiß nicht genau, was er da wollte. Josephine war nicht dabei.«

Josephine war Wallingers Frau. Wenn sie ihren Mann nicht in Ankara besuchte oder sich um die Familienfarm in Cumbria kümmerte, wohnte sie keinen Kilometer entfernt von hier in einem kleinen Apartment an der Gloucester Road.

»Urlaub?«, sagte Kell.

»Kann sein.« Amelia schenkte sich einen Whisky ein und trank einen Schluck. »Er hatte ein Flugzeug gemietet. Du weißt ja, wie gern er geflogen ist. Er hat an einem Führungsmeeting in der Athener Botschaft teilgenommen und ist auf dem Rückweg in Chios zwischengelandet. Er wollte mit der

Cessna nach Ankara. Vielleicht war mit dem Flugzeug etwas nicht in Ordnung. Technischer Defekt. Die Trümmer wurden etwa hundertfünfzig Kilometer nördlich von Izmir gefunden.«

»Aber kein Leichnam?«

Kell sah Amelia zusammenzucken. Er schämte sich für seine Taktlosigkeit. Dieser Leichnam war einmal ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen. Nicht nur der Körper eines Kollegen, sondern eines Geliebten.

»Teile davon«, antwortete sie, und bei der Vorstellung wurde ihm schlecht.

»Das tut mir so leid.«

Sie trat einen Schritt vor, und er umarmte sie wie zu einem Tanz ohne Musik, wobei er sein Glas unbeholfen zur Seite hielt. Er erwartete, dass sie jetzt zu weinen anfing, doch als sie sich von ihm löste, war ihr Gesicht vollkommen ruhig.

»Die Beerdigung ist am Mittwoch«, sagte sie. »In Cumbria. Ich dachte, vielleicht begleitest du mich?«

5

Der Agent, den Alexander Minasian vom russischen Auslandsnachrichtendienst SWR unter dem Decknamen KODAK führte, verfügte über eine nahezu perfekte Gesprächserinnerung; Kollegen bewunderten sein fotografisches Gedächtnis als »pixelgenau«. Während der Istanbul Winter langsam in den Frühling überging, gab KODAK das vereinbarte Signal immer häufiger. Er konnte sich noch genau an eine Unterhaltung mit dem Russen erinnern, die vor drei Jahren im Londoner Grosvenor House Hotel stattgefunden hatte:

Jeden Tag zwischen neun und halb zehn Uhr morgens und

zwischen sieben und halb acht am Abend wird einer von unseren Leuten im Teehaus sitzen. Jemand, der dein Gesicht und das Zeichen kennt. Das ist für uns kein Problem. Ich werde mich persönlich darum kümmern. Wenn du dich in Ankara aufhältst, wird der Ablauf ähnlich sein.

KODAK verließ seine Wohnung meistens zwischen sieben und acht am Morgen, ohne besondere Vorsicht walten zu lassen. Er fuhr mit seinem Privatwagen oder noch öfter mit dem Taxi zur Istiklal Caddesi, durchquerte die schmale Gasse gegenüber der russischen Botschaft und betrat das Teehaus. Oder er verließ seinen Arbeitsplatz zur gewohnten Zeit, fuhr mit dem Zug in die Stadt, schaute sich in den Buchläden und Boutiquen auf der Istiklal um und legte zur verabredeten Zeit eine Teepause ein.

Wann immer du etwas für mich hast, brauchst du nur ins Teehaus zu gehen und dich zur verabredeten Zeit zu zeigen. Du brauchst nicht zu wissen, wer dort auf dich wartet. Du brauchst niemandem ins Gesicht zu sehen. Halte dich an das vereinbarte Zeichen, bestell einen Tee oder einen Kaffee. Wir werden dich sehen. Du kannst drinnen sitzen oder draußen, es ist egal. Es wird immer jemand auf dich warten.

KODAK wollte natürlich jedes wiedererkennbare Muster vermeiden. Wann immer er sich in der Nähe des Taksim-Platzes aufhielt, bei Tag und bei Nacht schaute er im Teehaus vorbei, um demonstrativ sein Türkisch an der hübschen Kellnerin zu üben, Backgammon zu spielen oder einfach nur zu lesen. Er besuchte auch andere Teehäuser im selben Viertel, andere Restaurants und Bars, und er achtete stets darauf, ähnlich gekleidet zu sein.

Wenn du willst, kannst du in Begleitung erscheinen. Bring aber nur Leute mit, die den Zweck des Treffs nicht kennen! Falls einer der Gäste das Teehaus verlässt, solltest du ihm nicht

folgen. Auf gar keinen Fall. Das wäre gefährlich. Du wirst nicht wissen, wen ich schicke. Du brauchst nicht zu wissen, wer dich beobachtet oder von wem diese Person ihrerseits beobachtet wird. Aus demselben Grund werden wir in Zukunft keine Spuren mehr hinterlassen. Keine Kreidemarkierungen mehr, keine Zettel. Ich habe immer schon Zeichen bevorzugt, die nicht auffallen und nur für das geübte Auge zu erkennen sind. Der Standort einer Blumenvase in einem Zimmer. Das Fahrrad auf dem Balkon. Die Farbe der Socken. All das sind Signale, mittels derer wir kommunizieren können.

KODAK mochte Minasian. Er bewunderte ihn für seinen Mut, seine Instinkte, seine Professionalität. Zusammen hatten sie Bedeutendes geleistet; zusammen würden sie große Veränderungen anstoßen. Dennoch fand er, dass der Russe es manchmal ein bisschen übertrieb.

Falls du vermutest, man könnte dich enttarnt haben, solltest du das Teehaus und den Treff in Ankara meiden. Verschaff dir Zugriff auf ein fremdes Handy und schicke mir eine SMS mit dem Inhalt Beşiktaş. Sollte das aus irgendwelchen Gründen nicht möglich sein – weil du keinen Empfang hast oder kein Handy –, gehst du in eine Telefonzelle oder nutzt einen Festnetzanschluss und sagst das Wort, sobald sich jemand meldet. Falls wir dich mit dem Wort kontaktieren, gehen wir davon aus, dass deine Tätigkeit für uns aufgedeckt wurde und du die Türkei verlassen musst.

In KODAKs Augen war es höchst unwahrscheinlich, dass man ihn jemals des Geheimnisverrats bezichtigen, geschweige denn beim Spionieren für den SWR erwischen würde. Er war zu clever, zu vorsichtig, verwischte seine Spuren zu gut. Trotzdem kannte er alle Treffs und alle Notfallinstruktionen, und die dazugehörigen Telefonnummern hatte er auswendig gelernt.

Im Falle deiner Enttarnung gibt es drei mögliche Treffpunkte, die du dir einprägen musst. Wenn du Beşiktaş EINS sagt, wird dich ein Kontaktmann zur vereinbarten Zeit aus dem Hof der Blauen Moschee abholen. Er wird sich dir zu erkennen geben, und du wirst ihm folgen. Solltest du den Eindruck haben, in der Türkei nicht mehr sicher zu sein, benutzt du den Code Beşiktaş ZWEI und fährst über die Grenze nach Bulgarien. Versuche unter keinen Umständen, ein Flugzeug zu besteigen. Ein Verbindungsmann wird dich zur vereinbarten Zeit in der Bar des Grand Hotel in Sofia treffen. Im absoluten Notfall nimmst du ein Schiff von Istanbul und setzt dich auf russischen Boden ab, wo du in Sicherheit bist und gefahrlos nach Moskau weiterreisen kannst. Du bist in Odessa stets herzlich willkommen. Der Code für diesen Notfall lautet Beşiktaş DREI.

6

Irgendwann dämmerte Thomas Kell, dass die Zahl der Beerdigungen im laufenden Kalenderjahr die der Hochzeiten überstieg. Von der Londoner Euston Station reisten er und Amelia in einem überfüllten Waggon der ersten Klasse bis ins nördlich gelegene Cumbria. Die Veränderung schien sich über Nacht eingestellt zu haben: Eben noch war er ein junger Mann im Anzug gewesen, der an jedem dritten Sommerwochenende ein glückliches Paar mit Konfetti bewarf, und dann hatte er sich urplötzlich und unerklärlicherweise in einen Agentenveteranen Mitte vierzig verwandelt, der aus Kabul einflog, um an der Beerdigung eines weiteren Verwandten oder Freundes teilzunehmen, der an Krebs oder zu viel Alkohol gestorben war. Ein Blick auf die Mitreisenden machte es nicht besser; Kell hatte

den Eindruck, der Älteste im Wagen zu sein. Wo waren die Jahre geblieben? Selbst der Schaffner schien das Licht der Welt nach dem Fall der Berliner Mauer erblickt zu haben.

»Du siehst müde aus«, sagte Amelia und sah von der Kommentarseite des *Independent* auf. Sie brauchte neuerdings eine Lesebrille und sah fast so alt aus, wie sie war.

»Ach herrje, vielen Dank«, sagte Kell.

Sie saß ihm an einem klebrigen Tischchen gegenüber, auf dem sich angebissene Croissants und leere Pappbecher angesammelt hatten. Neben ihr hatte eine junge Studentin Platz genommen, die es durch ein Upgrade in die erste Klasse geschafft hatte und auf ihrem Tablet Solitär spielte. Sie war unterwegs nach Lancaster, hatte makellose Haut und keine Ahnung von Amelias Rang. Beide Frauen saßen mit dem Rücken in Fahrtrichtung, während draußen die englischen Felder und Flüsse vorbeiflogen. Kell drückte sich ans Fenster und versuchte, nicht den Oberschenkel der übergewichtigen Geschäftsfrau zu berühren, die am Gang saß und über einem Roman von Trollope eingedöst war. Er hatte eine große Reisetasche dabei, weil er plante, mehrere Tage zu bleiben. Wozu nach London zurückhetzen, wenn er genauso gut in Cumbria wandern gehen und im mit zwei Michelin-Sternen ausgezeichneten L'Enclume essen konnte? In Holland Park warteten nichts und niemand auf ihn. Höchstens das Ladbroke Arms und ein weiteres Glas Ghost Ship.

Kell trug einen schlichten dunkelgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte, Amelia ein dunkelblaues Kostüm und einen schwarzen Mantel. Als sie die Bahnhofshalle von Preston durchquerten, zog ihre Trauerkleidung mitleidige Blicke auf sich. Amelia orderte über den Dienst ein Taxi, und um kurz nach halb zwölf spazierten sie durch Cartmel wie ein altes Ehepaar. Kell checkte im Hotel ein, und

Amelia rief noch einmal im Hauptquartier an, um sich davon zu überzeugen, dass in London alles glattlief.

Sie saßen im Dorfpub und aßen Geflügelpastete, als Kell George Truscott an der Bar entdeckte. George bestellte gerade ein großes Bier. Als enger Mitarbeiter des Chefs war er als Simon Haynes' Nachfolger gehandelt worden, doch dann hatte Amelia ihm den Job vor der Nase weggeschnappt. Truscott, ein Schreibtischtäter von krankhaftem Ehrgeiz, hatte seinerzeit Kells Anwesenheit beim Verhör von Yassin Gharani autorisiert; bereitwilliger als jeder andere Mitarbeiter des MI6 hatte er Kell den Wölfen zum Fraß vorgeworfen, als der Geheimdienst nach Gharanis illegaler Auslieferung ganz dringend einen Sündenbock brauchte. Keine drei Minuten nach ihrem Amtsantritt hatte Amelia Truscott nach Bonn versetzt; eine leitende Position in Deutschland war der Köder, den man ihm hingehalten hatte. Seither hatten sie ihn nicht wieder gesehen.

»Amelia!«

Truscott hatte sein Bier in Empfang genommen und balancierte es etwas unbeholfen durch den Pub. Er sah aus wie ein Erstsemesterstudent, der gerade erst mit dem Trinken angefangen hat. Kell überlegte kurz, ob er sich die Mühe machen sollte, seine Abscheu für den Mann zu verhehlen, der seine Karriere ruiniert hatte, aber dann setzte er doch ein falsches Lächeln auf, hauptsächlich aufgrund des traurigen Anlasses. Amelia, der die künstliche Zurschaustellung von Zuneigung und Loyalität kaum schwerer fiel als ein Blinzeln, erhob sich und schüttelte Truscotts Hand. Ein Unbeteiligter hätte vermutet, dass alle beide sich freuten, Truscott zu sehen.

»Ich wusste gar nicht, dass du auch hier bist, George. Kommst du direkt aus Bonn?«

»Aus Berlin«, antwortete Truscott, es war ein Wink mit

dem Zaunpfahl auf seine unermesslich wichtigen und geheimen Aufgaben. »Und, wie geht es dir, Tom?«

Kell konnte förmlich sehen, wie sich die Zahnräder von Truscotts verschlagenem Verstand in Bewegung setzten und den berechnenden und profilsüchtigen Charakter steuerten, mit dem Kell sich in den letzten Monaten im Job so heftige Kämpfe geliefert hatte. Truscotts Gedanken hätten genauso gut als Sprechblase über seiner schmalen, schneeweißen Glatze schweben können: *Warum sitzt Kell mit Levene zusammen? Hat sie ihn wieder ins Boot geholt? Ist Zeuge X jetzt rehabilitiert?* Kell sah ein panisches Zittern in Truscotts elenden, leeren Augen, eine tiefe Angst, Amelia könnte Kell nach Ankara versetzen und ihn, Truscott, in Bonn versauern lassen, einer Kleinstadt mit letzten Wohnheitsrechten aus EU-Gründung und Kaltem Krieg, die in Zeiten des asiatischen Booms und des Arabischen Frühlings kaum noch von Bedeutung war.

»Oh, sieh mal, da ist Simon.«

Amelia hatte Haynes aus der Herrentoilette kommen sehen. Ihr Vorgänger setzte ein strahlendes Lächeln auf, das sich sofort in Nichts auflöste, als er Kell und Truscott entdeckte. Amelia ließ sich auf beide Wangen küssen und schaute zu, wie die männlichen Kollegen einander gezwungen begrüßten. Kell hörte kaum zu, als Haynes ihn mit Plattitüden überhäufte. Ja, das mit Paul war eine große Tragödie. Nein, Kell hatte noch keinen Job in der Privatwirtschaft gefunden. Ganz im Gegenteil, es war äußerst frustrierend, dass sich die Untersuchung immer noch hinzog. Nach einer Weile machte Haynes sich auf den Weg zur Klosterkirche von Cartmel. Truscott trottete neben ihm her; er war immer noch der Überzeugung, Haynes könnte seine Laufbahn positiv beeinflussen.

»Simon wollte die Trauerrede halten«, erklärte Amelia und

warf einen Blick in den Wandspiegel, während sie in ihren Mantel schlüpfte. Sie hatten die Hühnchenpastete aufgegeben und sich die Rechnung geteilt. »Er dachte wohl, das wäre kein Problem. Ich musste einschreiten.«

Haynes war letzten Herbst von Prince Charles zum Ritter geschlagen worden. Er trat beim Literaturfestival der *Sunday Times* auf, beteiligte sich an Podiumsdiskussionen der Royal Geographic Society und stellte einmal sogar bei der BBC-Kultursendung *Desert Island Discs* seine Lieblingssongs vor. So gesehen war er der erste pensionierte Geheimdienstchef, der in kommerzieller wie gesellschaftlicher Hinsicht aus seiner beruflichen Vergangenheit Kapital schlug. Wenn Haynes bei Pauls Beerdigung als Trauerredner aufgetreten wäre, hätte das den Verstorbenen vor allen anwesenden Bekannten und Nachbarn, die ihn bis heute für einen Diplomaten und Hobbyfarmer hielten, als Agenten enttarnt.

»Schlechtes Benehmen, das wir uns offenbar vom MI5 abgeschaut haben«, sagte Amelia und legte sich einen Finger an die goldene Halskette. »Als Nächstes veröffentlicht er seine Memoiren. Wo bleibt da die gute alte Diskretion? Warum ist Simon nicht einfach zur BP gegangen wie die anderen auch?«

Kell grinste, gleichzeitig fragte er sich, ob Amelia ihm einen Wink geben wollte: *Wage es nicht, als Zeuge X an die Öffentlichkeit zu gehen*. Eigentlich sollte sie ihn doch gut genug kennen, um zu wissen, dass er den Geheimdienst niemals hintergehen würde, geschweige denn sie?

»Bist du bereit?«, fragte er. Er hatte Rioja bestellt, trank im Stehen den letzten Schluck und warf ein paar Münzen Trinkgeld auf den Tisch. Amelia begegnete seinem Blick, und für einen kurzen Moment wirkte sie sehr verletztlich. Als sie in die helle Nachmittagssonne hinaustraten, drückte sie kurz seine Hand und sagte: »Wünsch mir Glück.«

»Du schaffst das«, sagte er. »Glück ist das Letzte, was du brauchst.«

Er sollte natürlich recht behalten. Kurz nach drei Uhr, als die Trauergäste sich beim Eintreten von Josephine Wallinger erhoben, hatte Amelia in die Rolle der honorigen Chefin zurückgefunden. Keine einzige ihrer Gesten verriet, dass der Mann, der hier von dreihundert Leuten betrauert wurde, für sie mehr gewesen war als ein hochgeschätzter Kollege. Kell hingegen fühlte sich der Veranstaltung seltsam entfremdet. Er sang die Lieder mit und lauschte der Bibellesung, er nickte, als der Pfarrer die Grabrede hielt und den Verstorbenen einen »bescheidenen Menschen« nannte, der ein »loyaler Staatsdiener« gewesen sei. Doch Kell war abgelenkt. Später, auf dem Weg zur Grabstelle, hörte er, wie jemand leise »Hammar skjöld« murmelte; offenbar kursierten jetzt schon die ersten Verschwörungstheorien. Der Schwede Dag Hammar skjöld war der UN-Generalsekretär, der 1961 bei einem Flugzeugabsturz in Afrika ums Leben kam. Er war auf dem Weg zu Friedensverhandlungen gewesen, die möglicherweise den Bürgerkrieg im Kongo verhindert hätten. Hammar skjölds DC6 war im ehemaligen Rhodesien in den Dschungel gestürzt. Manche behaupteten, die Maschine sei von Söldnern abgeschossen worden; andere waren der Ansicht, der MI6 selbst habe das Flugzeug in Zusammenarbeit mit der CIA und dem südafrikanischen Geheimdienst manipuliert. Seit Kell am Sonntag die Todesnachricht erhalten hatte, wurde er von dem Verdacht gequält, dass bei Wallingers Tod nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Er konnte nicht sagen, wie er auf solche Gedanken kam, außer dass Paul als umsichtiger Pilot bekannt gewesen war, als geradezu paranoid, was die Flugsicherheit betraf. Aber die Erwähnung von Hammar skjöld zementierte seinen Verdacht nur. Während er den Blick über die



Charles Cumming

Das Istanbul-Komplott

Ein Fall für Tom Kell 2
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48251-1

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2015

Ein hochrangiger Angehöriger des iranischen Militärs wird beim Versuch, in den Westen überzulaufen, getötet. Eine junge türkische Reporterin wird plötzlich verhaftet. Ein Nuklearwissenschaftler wird in Teheran auf offener Straße erschossen. Alle Opfer waren kürzlich von westlichen Geheimdiensten rekrutiert worden. Dann kommt Paul Wallinger, Topagent des MI6, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. War es Mord? Sein Kollege Tom Kell ermittelt fieberhaft, denn offenbar gibt es einen „Maulwurf“ in den Reihen der westlichen Geheimdienste. Dieser sabotiert Operationen im Nahen Osten – mit verheerenden Folgen. Als Tom Kell die Tochter Paul Wallingers kennenlernt, steht für ihn aber bald weit mehr auf dem Spiel als die nationale Sicherheit ...

 [Der Titel im Katalog](#)